



DER TIGER  
AKBAR

WILLIAM QUINDT

fremden, einsamen Vogels. Und ihr weißes Haus hält auf seinem Dach einen immergrünen Garten, und Peter Petersen liegt mit ihr unter duftendem Rosenlorbeer auf der bunten Glut der Teppiche aus Belutschistan. Mela Djesmy, die Schmalhüftige, tanzt vor ihm in den seidenen Tüchern aus Bokhara – und liegt still neben ihm, raucht aus der gleichen kristallinen Nargileh und sieht mit ihm zu den Sternen auf, die über dem Goldenen Horn stehen und durch deren Glitzern der ewig sich wandelnde Mond zieht.

Im Zimmer nebenan wird es lebendig: Schritte, Wasserrauschen, die üblich brummigen Morgenflüche Martinis. Wie er dann aber durch die dünne Wand einige Worte Madame Fernandes fängt – weich und verschlafen ist ihre dunkle Stimme –, da stirbt das frohe Lächeln auf Peter Petersens Gesicht, und krallend schlägt er seine Fingernägel in die Handflächen.

All seine Liebeleien in den letzten Jahren waren Lug und Trug. Von den tausend Küssen, die er geküsst, galt nicht einer denen, die sie empfangen. Madame Fernande, einzige, ersehnte, unerreichbare Frau! Fern ist sie ihm wie am ersten Tage. Fern, lockend fremd und doch nahe verwandt. Sie, die einst den Knaben zum Mann weckte, die seinen schweifenden Sehnsüchten ihr Ziel gewiesen hat – nein, die allem dunklen Drang selbst Ziel gewesen ist! Nicht um Haaresbreite näher ist er ihr gekommen seit jenem Tag, an dem er ihr ins Gesicht schlug.

Nur einmal, doch – einmal hat er sie geküsst! Vor Jahresfrist, als sie in Leningrad lagen. Als der Tiger Harun gegen Alfred Martens sprang, dessen Peitsche sich verfangen hatte, als Peter ihn mitten aus diesem mörderischen Sprung mit Gabel und Stachel abfing. Als er damals den Käfig verließ, flog Madame Fernande an seine Brust. Und er fühlte ihre weiche Schlankeheit an seinem Körper, trank den Duft der Syringen, den ihr Leib atmete, fühlte die weichsten, weißesten Hände in seinem Nacken und ertrank atemlos in dem Schauer der Küsse, mit denen sie sein Gesicht bedeckte. – Sie hätte wohl noch weiter geküsst, hätte vielleicht gar seinen Mund gefunden, wenn Martens sie nicht beim Arm gepackt hätte: »Hör auf, Fernande, sonst wird mir der Bengel nur noch hochnäsiger – so viel ist die Sache auch gar nicht wert gewesen!«

In der diesem Tag folgenden Nacht tropfte Blut aus den Lippen Manjas, der kleinen, wilden Sekretärin aus dem Smolni – so gierig waren Peters Küsse, so verzehrend seine große Sehnsucht.

Es klopft hart an seine Tür, und schon schiebt sich auch Martens' kantiger Schädel herein: »Fertig, Peter? Wir müssen zur Morgenarbeit!« – »Ich komme schon!«, antwortet er, nimmt eilig Hut, Stock, Handschuhe, folgt dem Voranschreitenden. Auf der Treppe holt er ihn ein, wünscht ihm einen »Guten Morgen!«, und fragt: »Wollen wir nicht erst Kaffee trinken in der Halle, Martens?«

Der Dompteur bleibt stehen, sieht seinen Gehilfen an wie im fassungslosem Entsetzen: »Mann!«, faucht er, »wollen Sie mich uzen?« Und dann bricht er los wie ein Vulkan: »Kaffee, Kaffee sagt der Mensch! Drei Wochen sind wir nun in diesem gottverdammten Nest – und immer noch sagt der Kerl Kaffee zu diesem grässlichen Gesöff, das sie einem hier pompös in silbernen Eierbechern auf den Tisch stellen! Schimpfen Sie mich meinetwegen einen Kretin, Petersen, aber ich kann diesen Höllentrunk nun mal nicht vertragen. Sie wissen doch: ich bin aus Dresden!« – Er schweigt, dann setzt er in

komischer Verzweiflung hinzu: »Eine große Tasse Bliemchen, so eine Tasse, wie mein Vater sie hatte, mit eingebautem Schnurrbartschützer – herrjehses, würde die mir guttun!« Und dann zitiert er pathetisch – aus irgendeinem Witzblatt hat er den lustigen Vers: »Es liest e därkscher Bascha Uff seidnem Ganapee, Un dreimt von ener Dasse Echt säckschen Bliemchengaffee.

Derweile sitzt in Dräsdn Der Ratshilfschreiwier Lamm –

Der mechte nur eemal im Läbn en därkschen Mogga hamm!«

Seinen Weg fortsetzend, stöhnt er abgrundtief: »Ich sage Ihnen, Peter, es geht nirgendwo verrückter zu als auf der Welt! – Nee, hier trink ich keinen Kaffee, lassen Sie uns in der Zirkuskantine frühstücken!«

Im Vestibül bleibt er stehen, äugt misstrauisch auf die Straße hinaus.

»Gehen wir zu Fuß?«, fragt Peter.

»Auch noch!«, entrüstet sich sein Meister. »Das fehlte mir gerade! Ich bin sonst ein sparsamer Mensch, aber hier in Kospolit fahre ich prinzipiell auch den kleinsten Weg per Auto. Das ist billiger, verstehen Sie? Diese Bettlerheerscharen kriegen ja in einem Jahr selbst das Bankkonto vom ollen Krösus klein! – Ich gucke nur – natürlich, er sitzt prompt da! Haben Sie ihn gesehen, Petersen, den Aussätzigen? Dem habe ich nun schon so viel gegeben, dass er sich eine hochfeine Prothese arbeiten lassen könnte, seine Visage auffrischen und einen anständigen Beruf anfangen. Aber das Schwein denkt gar nicht daran. Und mir wird doch immer so hundsübel, wenn ich seinen abgekauten Stumpf sehe!«

Seufzend gibt Martens dem Portier den Auftrag, ein Auto heranzupfeifen. Als es vor dem Portal hält, geht er steif und entschlossen voran, schaut nach keiner Seite, reißt energisch den Schlag auf. Aber dann lässt er Peter zuerst einsteigen, wendet sich, geht zurück, wirft dem freudig aufgrunzenden Bettler ein größeres Silberstück in den Schoß.

Als sie die Zirkuskantine betreten, sind sie die ersten Gäste. Sie nehmen dicht beim Schanktisch Platz, trinken Kaffee, dem Martens sogleich ein solides Frühstück folgen lässt.

Ganz damit beschäftigt, ein Butterbrot mit Sauerfleisch zu belegen, blickt er jählings auf, sieht Peter groß an, der unbeteiligt in seinem Stuhl lehnt, den Rauch seiner Zigarette gegen die Decke bläst. »Sagen Sie mal, Petersen, sind Sie eigentlich in der Nacht zu Hause gewesen?«

Peter schüttelt still lächelnd den Kopf. – Martens kaut mit beiden Backen, grinst, kneift ein Auge zu, inquiriert: »War's denn was Gutes?«

»Ich geb mich nicht mit Bowel ab!«, sagt Peter hochmütig.

»Nun blasen Sie sich mal nicht gleich so auf!«, dämpft Martens. »Ich meine doch nur so!« Legt dann plötzlich Messer und Gabel hin, sieht Peter starr an: »Mensch, Sie haben ja keine Ahnung, wie ich Sie beneide!« Und dann tut er einen großen Zug aus dem Glas Pilsener, das vor ihm steht.

»Wie meinen Sie das?«, fragt Peter verwundert zurück.

»Genau, wie ich gesagt habe. Ich möchte ledig sein wie Sie, Peter! Sie haben's gut! Sehen Sie, meine Frau ist ja gewiss ein feiner Kerl, aber ein Klotz am Bein ist sie mir doch!« Dann beugt er sich stark über den Tisch, dämpft seine Stimme zum Flüstern: »Sie müssen mir übrigens 'nen Gefallen tun, Peter! Erzählen Sie heute Nachmittag im Café –

natürlich ganz unauffällig, dass keiner die Absicht merkt –, dass unsere Tiger über Nacht dick verflöht sind!«

»Aber das ist ja Quatsch, Martens!«, lacht Peter. »Keiner von ihnen hat auch nur einen einzigen Floh!«

»Weiß ich ja!«, knurrt der Dompteur, »die Tiger nicht – ich hab Flöhe – und wie Sand am Meer, sag ich Ihnen! – Frisch gefangene!«, grinst er. »Gestern nach der Vorstellung importiert. Wissen Sie, so'n kleines kurdisches Bettelmädchen ist schon die ganzen drei Wochen hinter mir her gewesen – na, gestern Abend habe ich ihr den Gefallen getan. War'n süßer kleiner Deubel.

Fatme heißt sie, wie die Prinzessinnen in den Märchenbüchern. Ganz nette kleine Abwechslung, Peter. Aber, ich sage ja: man ist verheiratet. Erst gab es 'nen bösen Krach, weil ich so spät nach Hause kam – und dann hat meine Frau die ganze Nacht nicht schlafen können. Alle Augenblicke stand sie auf, knipste das Licht an und fing Flöhe. Heute Morgen schwamm ein gutes Dutzend im Waschbecken, ausgesucht große, schöne Exemplare – ich bekam ordentlich Lust, mich selbstständig zu machen als Flohzirkusdirektor!«

Der starke, breitschultrige Mann lehnt sich zurück, lacht aus voller Kehle. Unwillkürlich muss Peter einstimmen, so ansteckend ist dies breite, gesunde Lachen. Dann streckt Martens die Hand über den Tisch: »Tun Sie mir also den Gefallen, Peter! Ich möchte nicht, dass mir die Fernande noch auf dumme Gedanken kommt!«

Peter Petersen schlägt lachend ein: »Keine Sorge, Martens, ich werd's schon deichseln!«

Aber als Martens sich nun wieder über sein Frühstück beugt, glimmt es wie Hass auf in Peter Petersens Augen.

Madame Fernande! Wenn ihm diese Frau gehörte, welches Glück, welche unausschöpfliche Seligkeit wäre das! Wie würde er sie lieben! Wie treu würde er ihr sein! Welch ein herrliches Leben wäre das an ihrer Seite! – Aber Madame Fernande liebt ihn nicht, sieht ihn kaum, liebt diesen Mann da! Diesen Mann: herkulisch, muskelbepackt, ein Fresser und Säufer, gutmütig und brutal. Die schönste Frau besitzt Alfred Martens und betrügt sie rechts und links – betrügt Madame Fernande lachend mit einer verlausten Betteldirne.

Peter Petersens Lippen verkneifen sich böse: Warum hilft er diesem Kerl noch, seine Seitensprünge fortzulügen? Was geht Martens ihn an? Warum spricht er nicht mit Fernande – warum nützt er seine Kenntnisse nicht, um ihm die Frau zu nehmen, die für Martens ein Klotz am Bein ist und ihm, Peter Petersen, das Leben selbst bedeutet?

Er zündet sich eine frische Zigarette an und duckt dabei tief den Kopf, weil er fürchtet, dass sein Gesicht ihn verraten könnte. Als dann aber der unersättliche Martens sich noch ein Paar Halberstädter Würstchen kommen lässt, steht er auf, schlendert durch die Kantine.

Die ist jetzt dicht gefüllt mit eifrig schwatzenden und essenden Artisten. Viele nicken ihm zu, winken ihm über die Tischreihen einen Gruß. Dann plaudert er noch eine Weile mit dem Hetman der Kosakenreiter, Pan Wladimir Sednik, der einst Kommandeur der russischen Todesbrigade war und heute bei allen Zirkusdirektoren verrufen ist wegen seiner Disziplinlosigkeit. Er geht hinaus.

Der große Zeltzirkus liegt im weichen Zwielflicht des Tages, und während zwischen den Bankreihen die Reinmachefrauen mit Scheuerbesen und Eimern klappern, proben unter der Kuppel die sieben Orlandinis neue Tricks. Peter setzt sich auf die rote Samtrandung einer Loge und sieht ihnen zu. Sie haben heute das große Sicherungsnetz aufgespannt. Das ist bitternötig: immer wieder purzelt die zierliche brünette Malou kreischend hinein. Und ihr Mann, mit dem Kopf nach unten am Trapez hängend, pöbelt sie an, dass es durch den ganzen Zirkus hallt. Peter feixt, überwältigend komisch ist das Sprachengemisch des Ramon Negresco. Spanisch, rumänisch, französisch, russisch, polnisch, schwedisch, englisch, alles kunterbunt durcheinander – und aus jeder Sprache die saftigsten, verbotensten Flüche.

Keine noch so tolle Beschimpfung erspart er der kleinen Frau. Der laufen die hellen Tränen über die gepuderten Backen, aber tapfer hüpfte sie über das schleudernde Netz, klettert am Seil hinauf, angelt mit dem Eisenhaken ihr Trapez heran, wiegt sich in starken Schwüngen.

Sie proben einen ganz neuen, sehr gewagten Sprung. Achtzehn Meter von ihr entfernt hängt der stärkste Mann der Truppe kopfunten an seinem Fängertrapez, in den Händen ein Seil, das ein zweites Trapez hält. Daran hängt Malous Gatte, der Chef der Truppe. Auf vier Meter nähern sie sich, zwei Meter ist sein Trapez tiefer als das ihre. Im Doppelsalto soll die kleine Malou ihm entgegenspringen, soll in seinen Händen landen.

Jetzt gellt sein Schrei: »Eh!« – Gespannt beugt Peter Petersen sich vor. Die schwächliche Frau im abgeschabten schwarzen, vielfach gestopftem Trikot springt, dreht zwei Saltos, streckt dann gedankenschnell die Arme aus – und saust um Handbreite an den ihr entgegengestreckten Fingerspitzen des Mannes vorbei ins Netz, kreischend wie eine Katze unter dem Kater. Und auf sie prasseln die wilden Flüche des wutschnaubenden Ramon Negresco.

Peters Aufmerksamkeit wird von den drei Feronis abgelenkt, die mit ihrem breitrückigen Jockeypferd in der einen Manege proben. Im schmutzigen Probierkostüm: zwei Männer und eine schlanke Frau. Der Schimmel trabt im Kreis mit der Regelmäßigkeit einer Maschine. Sehr schön sieht das schwere Tier aus mit dem kurz zurückgebundenen Kopf, dem lang nachwehenden Schweif.

Die drei Akrobaten stehen in der Mitte der Manege, Schulter an Schulter, straff angespannt, dann springen sie mit katzenhaft verhaltenen Sprüngen auf den Schimmel zu. »Opp!«, schreit der magere Jacques Delbeau, der als Letzter läuft. Sie ducken sich, springen aus dem schnellen Lauf in die Höhe wie ein Mann – stehen sicher auf dem nackten Pferderücken. Strecken die Arme aus nach beiden Seiten, lächeln kokett – geborene Artisten – in das leere Amphitheater hinein, in dem die Scheuerweiber an der Arbeit sind.

Peter Petersen geht weiter. In der zweiten Manege boxt Mister Brown, der Entree-Clown, mit seinem Känguru. Sehr komisch sieht das aus, selbst für den, der das nun schon hundertmal gesehen hat. Peter lehnt sich gegen eine Logenwand, sieht dem lustigen Spiel zu und lacht aus voller Kehle. Er weiß noch, wie der Mister Brown diesem Tier die Anfangsgründe des edlen Boxsportes beibrachte. Sehr dumm war das Känguru damals und begriff gar nicht, was der Mensch von ihm wollte.



Heute muss der Clown schwer auf der Hut sein: Das Tier hat nur allzu gut gelernt und entwickelt überraschenden sportlichen Ehrgeiz. Wie ein Irrwisch springt es auf den starken Hinterbeinen hin und zurück. Freilich kann es mit den kurzen und schwachen Vorderläufen den Mann niemals recht treffen, und der patscht ihm mit den großen Acht-Unzen-Handschuhen wieder und wieder auf die Nase. Aber als es dem Tier zu viel wird, legt es plötzlich steif die Ohren an, und ehe sein Dresseur weiß, was los ist, hat er einen gewaltigen Tritt mit einem der Sprungläufe vor den Magen weg, sitzt im Sand, streckt die Beine hilflos gegen die Zirkuskuppel, jappt röchelnd nach Luft. Und das Känguru steht dabei, und es sieht aus, als ob das Tier boshaft und vergnügt grinst.

Pferdehufe klappern über den Bohlensteg des Aufsitzraumes. Die Quadrigen fahren in die Rennbahn ein, bestes, wohl eingearbeitetes Pferdmaterial. In den Körben der nach altrömischem Muster gearbeiteten Zweiradwagen die Lenker, und bei jedem ein Ballettmädchen als Begleiterin. Und jedes Mädchen hält einen Geparden an der Kette. Am Abend tragen sie beide bunte Togen, die Frau einen Reif um die Stirn, der Mann einen Lorbeerkranz. Jetzt ist er hemdsärmelig, in Breeches und Gamaschen. Und sie ist im kurzen Straßenkleid, hat nur die hochhackigen Schuhe mit einem Paar alter Sandalen vertauscht.

In schlanker Fahrt dreimal um die beiden Manegen, dann gleiten die Frauen mit den Geparden rasch herunter, das eigentliche Rennen hebt an. Die Ketten klirren, Deichseln ächzen, Sand spritzt auf unter den schlagenden Hufen, weit beugen sich die Fahrer über den Rand des Korbs, nehmen im schärfsten Tempo die Kurven. Hier sucht jeder den anderen zu überholen, Schaumflocken fliegen aus dem Gebiss der Pferde, die Wagen neigen sich hart, nehmen die Kurven auf einem Rad, indes das andere durch die Luft wirbelt. – Am Abend ist das eine funkelnde, glühende Sensation: »Altrömisches Wagenrennen!« Jetzt sieht es ziemlich nüchtern aus, sind es nur gewagte Kutschierkunststückchen.

Peter Petersen sieht sich nach Fred Martini um, aber der ist noch immer nicht zu sehen. So schlendert er weiter.

In den Ställen ist Hochbetrieb. Da wird ausgemistet, gefegt und geschrubbt. In zwei Stunden muss alles blitzblank sein, dann beginnt die Invasion der Morgenbesucher, welche die große Tierschau des Zirkus besichtigen wollen. Der schleppt einen beachtlichen zoologischen Garten mit sich herum. Hunderte von Tieren, deren man zu den Vorführungen nicht bedarf: Giraffen und Strauße, See-Elefanten und Lamas, Pinguine und Walrosse, Moschusochsen und Riesenschlangen, Faultiere und Ameisenbären, Elefantenbabys hält er und Hunderte von Affen. Und im Terrarium gibt es die Mantis religiosa, kleine Alligatoren, Pillendreher, Wandelnder Ast und Wandelndes Blatt.

Peter bummelt durch die langen Reihen der Pferdeställe, sagt den Zebras »Guten Morgen«, kitzelt dem Flusspferd so lange in der Nase, bis »Piefke« schnaubt, dass das Heu um seinen Schädel herumwirbelt, füttert Jenny, die Elefantin, mit Brotstücken, die sie possierlich mit dem Rüsselfinger nimmt. Als er nichts mehr für sie hat, greift sie seinen Hut, wirft ihn hoch, fängt ihn wieder auf, stupst ihm den leichten Panama zerknüllt über die Ohren und wendet sich gelangweilt von ihm ab, seine Audienz bei Miss Jenny ist zu Ende.